



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers

rechten sehen. Nun, mit guten Worten war nichts zu wollen, das Geschrei wurde nur noch ärger. Nun ich dachte mir die Sache mit der Liebe muß schon etwas außergewöhnlich liegen, und danach gab ich mein Rezept. 10 Teile waren Wasser, 2 Teile Pfefferminz und Wermut, 1 Teil Baldrian und 5 Teile Rizinusöl. Das war also dann die ersehnte Medizin. Froh und glücklich nahm die schwerleidende Patientin das wirksame Heilmittel.

Ich beeilte mich nun eine Photoaufnahme zu machen von dem Dr. Eisenbart-Rezept, das wohl seine prompte Wirkung nicht verfehlt haben dürfte. Einbildung ist ja oft auch ein gutes Heilmittel.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

„Tante Ruth“ kommt für die kleine Schar am See gleich nach dem Christkindchen. Sie ist die immer verstehende Freundin, Kameradin, Beraterin und nicht selten auch Fürsprecherin. Der Vater hält, wie im Kinderheim, so auch bei „seiner Leibgarde“ auf ein strammes Regiment. Da gibt's bei den tausend losen Streichen der lustigen Gesellschaft des öfteren Konflikte mit der väterlichen Autorität. Und wer sollte da besser aus der Klemme helfen als Tante Ruth, der nach todsicherer Überzeugung der fünf einfach nichts unmöglich ist. Das Ergebnis solcher Fürsprache ist für die kleine „Fidelitas“ meistens „Sieg auf der ganzen Linie.“

Dann droht Dr. Reinert Ruth wohl scherzhaft mit dem Finger: „Wird noch die reinste Räuberbande unter Ihrer Protektion! Ich armer Mann hab' nachher die Bescherung mit all den Nichtsnutzen. — Na ja, der Reinert-Hans war auch mal ein Racker. Erbliche Belastung, hm ...!“

„Und der Racker ist dann doch kein Nichtsnutz geworden, he!“ lacht ihn Melitta aus, und Ruth gelobt feierlich, den nächsten losen Streich selbst zu arrangieren. Dann stöhnt er und greift sich verzweifelt in die Haare und nennt sich den bedrängtesten Mann im Baden. — Dann sichert's allemal in irgendeinem Hintergrunde oder hinter einem Busch oder einem Strauch, und losgesprochen und entschämt stiebt die Bande der Missetäter auseinander, um — allerdings nur in sehr ernstesten Fällen — lustig wieder anzurücken und dem gnädigen Herrn Papa durch ein „Ständchen“ oder einen „Fackelzug“ für den Erlaß der beabsichtigten Exekution zu danken.

„Hörtest du aus Brasilien?“ fragte Melitta, als sie an einem Feierabend mit Ruth zu deren Heim ging.

„Vor drei Monaten zuletzt. Herbert ist sehr überlastet und schreibt selten.“

„Er reibt sich vor der Zeit auf. Hans hat Pater Helmuth getroffen. Herberts Gesundheit soll durch Überarbeitung, Klima und dergleichen sehr gelitten haben, so daß die Obern Rückberufung in Erwägung ziehen. Ob das aber nach Herberts Sinne ist, bezweifle ich sehr.“

„Die Nachricht überrascht mich durchaus nicht,“ gab Ruth zurück. „Schon in seinem letzten Briefe waren Spuren von Müdigkeit. Und doch glaube ich, daß nur der Gehorsam ihn von seinem Posten ziehen wird.“

Sie waren am Parktor der früheren Wernerschen Villa angekommen. In der Alkaziendallee saßen sie zwei alte Missionare auf und ab gehen.

„Welch ein Idyll!“ sagte leise Melitta. „Und der, der in Behagen hier leben könnte, haust unter Wilden in einer Lehmhütte ...“

„Das sind die Geheimnisse Gottes — und derer die Gottes sind,“ sprach Ruth veronnen und sah mit unergründlichen Blicken zu den fernen Bergen, auf denen wie Leuchten aus einer übernatürlichen Welt das Gold des scheidenden Tages lag. — „Und, Melitta, wohnte der nicht auch unter Knechten in einer Hütte, der den Himmel verließ? Was der Herr tut, warum soll es nicht der Diener?“

Sie drückten sich schweigend die Hände und gingen heim. — — —

Ruth war noch tief in Gedanken, als sie in ihr Häuschen trat.

„Da ist eine fremde junge Dame gekommen. Drinnen sitzt sie in ihrem Zimmer,“ berichtete Anneli, ein zwölfjähriges Krüppelchen, das Ruth aus dem Kinderheim zu sich genommen hatte.

Erwartungsvoll trat Ruth in den kleinen Raum, der Salon und Wohn- und

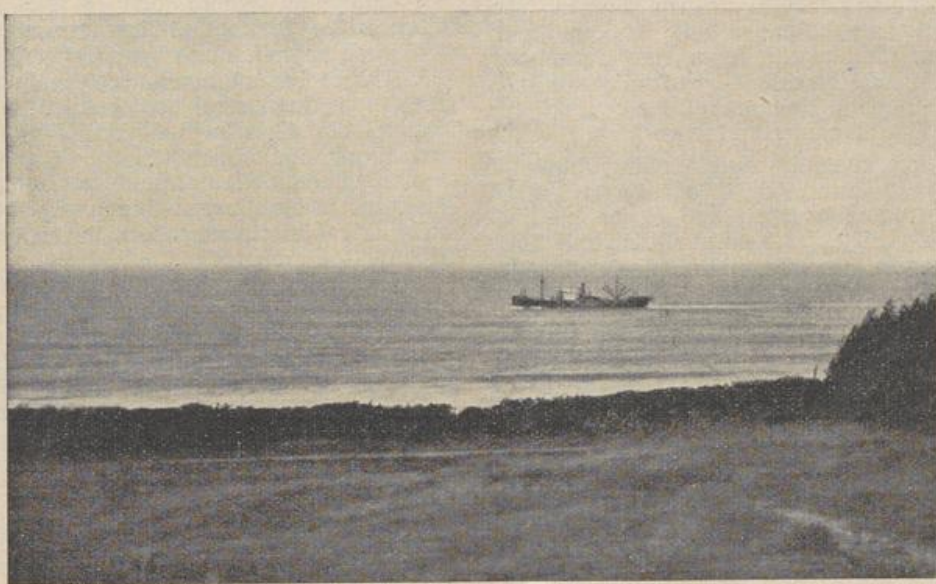
Spzimmer in einem war. Das junge Mädchen, das neben ihrem Schreibtische saß und eine Photographie in der Hand hielt, bemerkte ihr Kommen nicht. Ruth, seltsam überrascht, trat lautlos näher.

Da wandte der Besuch sich hastig um und legte das Bild auf den Tisch.

„Maria, du?“ rief Ruth in frohem Erkennen. Und nahm Maria Birkholtz beide Hände. Betroffen sah sie, daß die Augen der Freundin voll Tränen waren, und daß ihre Hand bebte.

und — dorthin zurückgekehrt ist. Aber nie mehr habe ich eine Nachricht über ihn erhalten, weil ich nicht fragen konnte. Warum sollte ich auch? Glaube es mir, Ruth, nur Freude und Dank ist in meiner Seele, daß es so gekommen ist. Im Anfang allerdings — ist es schwer gewesen, du verstehst es. Aber ich habe es bald erfahren: was Gott gezeichnet hat, soll Gottes sein und bleiben. Ich weiß es ja von mir selber.“

„Komm, setz' dich und laß uns einmal wieder ein traulich Stündchen halten; das



Küstendampfer (Südafrika-Natal)
Ausblick von einer Mariannahiller Missionsstation
Photo: Mariannahiller Mission

„Maria, was ist dir? Was ist geschehen?“ fragte sie bestürzt.

Da barg die Freundin weinend das Gesicht an ihrer Brust: „Ruth, weißt du das schon lange?“

„Was denn?“

Maria zeigte auf das Bild, das Pater Werner und seinen Mitbruder in weißen Tropengewändern inmitten ihrer jungen Christengemeinde zeigte.

Ruth wußte nun, warum Maria Birkholtz weinte. Sie hatte ihr nie von dem Leben und Wirken der beiden Missionare geschrieben, um ihren Frieden nicht zu stören. Sollte sie einmal den Weg zu ihrem Herzen finden, dann — Aber so —! Und nun hatte Maria den, dem allein einmal ihr reines, einziges Jugendlieben gehört hatte, hier urplötzlich als Ordensmann wiedergesehen.

„Wußtest du das denn nicht, Maria?“

„Wohl, daß er einmal im Kloster war

haben wir so lange nicht mehr gehabt. So, nun tu, als ob du daheim wärest. Ist zwar ein bißchen eng bei mir, aber du warst ja nie anspruchsvoll. Vielleicht hättest du dich besser angemeldet, dann hättest du meinen Schlupf nicht so öde gefunden.“

„Ode? Ein kleines Eden hast du dir geschaffen, so traut und beseelt. Es kam so plötzlich über mich. Ich mußte zu dir! Du mußt mich eine Zeit in Schule nehmen. Willst du? Ich glaube, dir und deinen Freunden hier ist vieles abzulauschen.“

„Betrachte mein Heim als das deine. Wäre nicht dein Herr Papa und die Lante Elisabeth, ich würde dich gar nicht mehr weglassen,“ entgegnete Ruth herzlich.

Ruth griff unwillkürlich nach dem Bilde, das Maria auf den Schreibtisch gelegt hatte.

„Was denkst du von mir, Ruth?“ fragte Maria.

„Daß du durch jenes Erleben sicher nichts verloren hast. Im Gegenteil — gewonnen.“

Ein Aufleuchten ging über Marias Gesicht. „O ja, Ruth, unendlich gewonnen. Ich kannte ja kein anderes Ideal und Ziel als Schleier und Zelle. Des lieben Herrgotts fröhliches Singvögelein wollte ich fein in seinem Eliengarten. Du weißt es, die heißen Rosen und ihre Blut und ihr Glück ließ ich immer gerne andern. Niemals hatte ein anderes Ideal in mir irgendein Verlangen wecken können. Ich begriff nicht, wie manche das Glück der Gottverlobten Verzicht nennen konnten. Mir schien nur Wonne, was andern Opfer war. Ich begriff kaum eine Erdenbraut und habe damals — verdenk's mir nicht — Martha Holtzhaus bedauert, als wir sie zum Traualtare führten.“

„Ich eigentlich auch!“ nickte Ruth und sah zu einem Bilde auf ihrem Flügel hin, das eine sehr junge Braut mit kindlichen Zügen und einen Mann mit überlegenem, weltmännischem Ausdruck zeigte. „War denn das Glück? — Arme Martha! — Ihr Kinderlachen, das uns in Valkenburg immer so viel Spaß machte, ist schon längst dahin. Ich sah sie einmal wieder. O, ich hätte weinen mögen. Nach außen Dame der großen Welt, aber die hungri-ge Seele, die aus ihren Augen mich anschaute, erschütterte mich. Als ich einmal unsere Mater Lucia erwähnte, suchte sie hastig ihr Taschentuch. Aber ich habe die Träne doch gesehen, die die Brüsseler Spitzen verbergen sollten. Ich weiß es, Martha hat von Anfang an auch die Seele ihres Mannes gesucht, aber ich glaube, sie hat dazu ihre eigene verloren.“

Maria war ergriffen und stützte ein Weilschen den Kopf in die Hände. „Martha war eine unserer Besten in Valkenburg. Wer hätte das gedacht, daß sie gerade sie sich hätte blenden lassen!“

„Es hat mir damals weh getan, daß sie nicht den jungen Philologen Thal gewählt hat. Er war ein Ideal-mensch, ein feinsinniger Dichter. Ihretwegen ist er einjam geblieben. Ich weiß, auch sie liebte ihn, aber er hatte keine Weinberge an der Mosel und keine Sommervilla am Rhein, auch nicht Rosenauers Bankkonto. Marthas Mutter war eine ‚Geborene,‘ die sich im bürgerlichen Professorenheim nie recht hatte schicken können. Und so wurde Martha mit achtzehn Jahren eine reiche Frau und Dame der großen Welt.“

„Eine reiche Frau — und eine arme Seele!“ flüsterte Maria leise. „Ruth, mir könnte schaudern!“

„Ja, schaudern — vor einer Ehe, die nur auf Verträge — und Sinne — und Glanz und Glanz gegründet ist. — Aber

Maria, wir sind vom Kurs abgekommen. Du wolltest mir von dir erzählen.“

„Was soll ich dir noch erzählen, das du nicht selber weißt und ahnst? Ich meinte nur, daß alles so kommen mußte. Daß es nicht gut gewesen wäre, wenn ich so mit fliegenden Fahnen, mühelos und ganz kampfslos den Berg meiner hundert Seligkeiten erobert hätte. Die Vorsehung selbst wird mir jene andere Sonne, die einst das schöne Glück der jungen Fürstin Elisabeth auf der Wartburg ausmachte, haben aufleuchten lassen, wenn auch nur, damit ich den Verzicht fühle. O Ruth, ich hatte nicht geahnt, daß es solch ein Ideal in der Welt gäbe! Nun kann ich St. Elisabeth begreifen und ihren Schmerz an der Bahre des Mannes, den sie liebte! Und ihren Jammerruf verstehen: ‚Nun ist mir all die Welt tot!‘ — Ja, Ruth, — nun ist mir alle Welt tot!“

Ruth nahm Marias Hand und sah ihr forschend in die Augen: „Kann nicht dasselbe Ideal in einem andern wieder aufleben? — Herholz?“

„Er ist ein guter Mensch,“ entgegnete Maria ruhig. „Ich wollte selbst, es könnte anders sein. Er schafft und projiziert und wird sich einmal ein gutes Haus bestellen. Aber Ruth, auch er läßt ja nur das Einmaleins gelten und wird immer ein Fremdling bleiben im Reiche der blauen Blume. Und von den Welten der Seele drüben hinter jenen leuchtenden Bergen hat er, glaube ich, noch nie gehört.“

„Den Eindruck hatte ich auch von ihm. Ich meinte auch nur so. Ja, der Himmel hat es auch gut mit dir gemeint. Einmal wäre die Zeit der Prüfung und der Bewährung doch gekommen. Oder du wärest nie ein ganzer, alles verstehender und verzeihender Mensch geworden. Wer einer heiligen Theresia folgt, muß auch Glück und Leid einer Elisabeth verstehen, um immer neue Brücken schlagen zu können von der Welt der einen zu den Sphären der andern. Du willst doch nicht schon bald —?“

„Nein, nein. Mein Platz ist einstweilen beim Vater und Tante Elisabeth. Du weißt ja, daß sie beide nicht zwar krank, aber auch nicht obenauf sind. Ich zögere ja nicht deshalb, weil sie mir lieber sind als der liebe Gott, sondern weil sie meiner bedürfen. Und unsere Kleinen im Vinzenz- und Elisabethheim! Nun aber habe ich ein paar Wochen Urlaub und möchte dir allerhand Wertvolles ablauschen. Tante Barbara vertritt mich nämlich daheim, und so darf ich meinen Urlaub sorglos genießen.“

„Du machst mich froh. Das ist's was mir manchmal fehlt, Anregung, Austausch und Interessengemeinschaft —. Wir haben ja hier prächtige Schwestern, — zum Bei-

spiel Schwester Melitis —, aber manche unter ihnen vermiffen von lauter Ueberlastung und Ueberarbeitung dasselbe wie ich. Aber im großen ganzen sind wir alle zusammen eine muntere Gesellschaft froher Herrgottsgäste und -tagelöhner. Wirst sehen, wenn wir morgen ins Kinderheim kommen, — da kann einer nicht trübe sein, selbst wenn er wollte.“

„Deshalb bin ich eigentlich hier. Das Kinderheim zog mich an. Und Schwester Melitis habe ich Grüße zu überbringen. Der alte Graf Rauened hat meinen Vater in Augsburg getroffen. Und wie es dann so kommt, im Laufe des Gespräches haben sie allerlei gemeinsame Bekannte entdeckt. Vater hat von meiner Reise nach hier gesprochen, und da soll ich nun Grüße an seine Enkelin bestellen. Der Graf ist wieder ganz gesund — und, was fast ein Wunder ist, aus einem fanatischen Kirchenfeind ein eifriger Katholik geworden, der keine Liebe mehr hat als Gott und Kirche und seine Enkelin Iza Maria in der Klosterzelle.“

„Das war fast zu erwarten, daß Gott das Lebensopfer der Komtesse nicht ohne ein großmütiges Gegengeschenk annahm. — Aber nun wollen wir uns erst mal stärken und früh zur Ruhe gehen, damit wir morgen frisch sind. Ich weiß, du bist müde von der Reise.“

Ruth ging, das Abendbrot zu richten. Maria vertiefte sich noch einmal in die Betrachtung des Bildes, ließ sich von den beiden Aposteln erzählen aus der Welt, in der ihre Seelen so volles Genügen gefunden hatten. Immer froher und leichter wurde ihr ums Herz, und ein tiefes Freuen und Danken ging durch ihre Seele, daß der Himmel auch sie die Wege der Prüfung geführt und ihr Sieg und Bewährung gegeben hatte. —

Zwei Tage nur sollten die Freundinnen ihr köstliches Zusammensein genießen. Am dritten rief ein Telegramm Maria Birkholt an das Sterbebett des Vaters. Sie kam noch eben früh genug, ihm die Augen zuzudrücken. Ein Herzschlag hatte ihn mitten aus seinem Schaffen gerissen. Sein Letztes war Segen für sein Kind und dessen erwählten Beruf.

Tante Elisabeth war trostlos über den Verlust. Immer wieder staunte sie über Marias Fassung und Ergebung. Sie ahnte nicht, wie die Nichte ihren Schmerz in stillen Stunden vor dem Tabernakel und in ihrem stillen Zimmer ungesehen ausweinte und besiegte.

„Ich weiß, wohin es dich zieht, Kind. Geh, wohin Gott dich ruft! Deine Tante ist die letzte, die dich auch nur einen Tag zurückhielt. Geh — und wenn du ein stilles Plätzchen findest für deine alte Tante, so hol' sie zu dir. Für lange wird's

nicht werden. Es ist das Geschick Birkholts, früh zu sterben.“

„Ist nicht schlimm, Tantechen. Irgendwo leben wir dann weiter, dort, wo es keine Geschichte mehr gibt,“ tröstete lächelnd Maria. „Du wirst wieder gesund werden, bist ja kaum fünfzig. Und einstweilen bleiben wir schön zusammen, wenn du mich noch haben willst.“

„Gutes Kind! Das Trauerjahr laß uns noch still hier verleben. Und dann — andere Zelte aufschlagen, anderstwo. Hier in unserm großen Hause ist zu viel Heimweh.“

„Alles, wie Gott will — und du, Tante!“

* * *

Im Norden Brasiliens, wo ungeheure Urwälder in unentweihter Jungfräulichkeit noch von nichts wissen und träumen als von ihrer eigenen gigantischen Größe, steht inmitten einer Lichtung ein armes, kleines Holzkirchlein. In den gewaltigen Schoß des Urwaldes gebettet, grüßt es mit seinem schlanken Finger und den hellen Glöcklein die Kinder der Heidenacht: „Kommt, ihr Unerlösten, Ent-erbtet! Kommt aus dem Dunkel zum Licht!“

Vor einem Jahre kamen die beiden Pioniere christlicher Kultur, die die Lehnhütte neben dem Holzkirchlein bewohnen, in diese Wildnis. Die Eingeborenen, Männer und Weiber und Kinder, liefen in heller Neugier zusammen, als die weißen Männer mit zwei eingeborenen Trägern, todmüde von zweiten Tagesmärschen, mit Maultieren und allerhand wunderlichen Kram in ihr Stammesland kamen. Mißtrauisch lugten sie aus dem Busch und beobachteten scharf, was diese Fremden wohl in ihren Wäldern, die noch keines Weißen Fuß betrat, anfangen würden. Wer wußte, was sie im Schilde führten? Vielleicht wollte man sie überwältigen, sie zu Sklaven machen und in jenes unheimliche Land bringen, von dem sie durch Kapulu, den Häuptlingssohn, so erschreckliche Dinge gehört hatten. Dort essen die Menschen nicht mit den Fingern, sondern hielten kleine Dolsche und Schlimmeres in den Händen und steckten sie in den Mund. Andere führen in stinkenden Teufelswagen, die weder von Eseln noch Maultieren gezogen würden, oder sausten wie der schwarze Geist hoch durch die Lüfte. Da müsse man sich in acht nehmen. Deshalb beobachteten sie aus ganz sicherer Deckung das Tun der bleichen Männer.

Durch das Gesching und Gewirr des Urwaldes schlüpfen und krochen sie der Karawane nach, bis sie in einer etwas hochgelegenen Lichtung haltmachten. Einer der Weißen zog ein kleines Etwas aus der Tasche. Feuer bligte auf.

Entsetzen, Panik, Schreckensschreie unter den Rothäuten. Wilde Flucht Hals über Kopf.

Die Missionare waren überrascht. Was mochte es sein, was die Indios so erschreckte?

Die Lösung wurde ihnen erst in den nächsten Tagen, als sie ihren ersten Besuch in den naheliegenden Hütten machen wollten. Die Leute brachen in ein ohrenbetäubendes Geheul aus, die Kinder weinten und schrien, und in wenigen Sekunden war alles Lebende in den Hütten verschwunden. Die Türen wurden verbarricadiert, durch die Spalten glogten die Augen der Wilden angstvoll auf die Fremden.

Die Missionare standen ratlos, wie junge Raben vor dem Mauselloch. Solch einen entmutigenden Anfang hatten sie sich nicht gedacht. Es blieb ihnen nichts als umzukehren.

Am nächsten Tage machte Pater Werner mit einem der eingeborenen Träger, die sie vom Hasen mitgebracht, einen zweiten Versuch. Dasselbe Schauspiel. Es war ein tragikomischer Anblick, wie die Wilden fakenähnlich durchs Dickicht krochen, mit ihren langen Beinen über Stumpf und Stein dahinstürmten, die angstentstellten Gesichter auf dem Nacken, ob die Feinde ihnen nicht schon auf den Fersen wären. Wieder wurden die Hütten versperrt, — und alles war still.

Nitobo, der Träger, ein Halbtaktivierter, brachte die Leute zum Sprechen.

„Wir wollen die Bleichen nicht! — Sie haben das Feuer im Leib. — Sie sind Kinder des schwarzen Geistes. — Sie wollen uns verzaubern und fortschleppen,“ schwirrte es durcheinander aus einer der Hütten.

Pater Werner verbiß das Lachen und reichte Nitobo das „Teufelswerkzeug,“ damit er es ihnen erkläre.

Neues Entsetzen und Angstgeheul, als wieder eine kleine Flamme aufsprang, und so wandelte sich nach und nach der Schrecken in atemloses Staunen. Nur eine alte Zauberin, die in einer Ecke auf Lumpen lag, schrie immerfort: „Tötet ihn! Schickt ihn zum schwarzen Geiste, den weißen Teufel! Er wird euch das Feuer in den Leib hegen!“

Langsam aber wurde es ruhig, und hie und da kamen einzelne Eingeborene scheu aus ihren Hütten, das Wunderding zu sehen und zu befühlen. Als Pater Werner dann an einen aufgeschichteten Reisigstoß trat und ihn mit dem Feuerzeug anzündete, da stieg das Staunen zur wilden Freude. Eine halbe Stunde später rauchte er und Bruder Mehren mit den Rothäuten die Friedenspfeife.

Der Himmel segnete das Beginnen der

Glaubensboten und gab trotz mannigfacher Schwierigkeiten ihrem Wirken reichen Erfolg.

Bruder Rudolf war ein Genie. War Baumeister, Katechet, Arzt, Krankenpfleger, Küchenmeister und Künstler. Und Seelforger im Laienkleide. Seine vornehme Gewandtheit und sein hoher Bildungsgrad ließen es die Eingeborenen, die zur Messe und zum Unterricht kamen, ganz vergessen, daß er nicht Priester war wie Pater Werner.

„Warum läßt du deinen weißen Bruder nicht auch die Messe tun?“ fragten sie diesen immer wieder.

„Er kann es nicht,“ lächelte er.

„Warum lehrst du es ihn nicht?“

„Das kann nur der Bischof. Und der ist nicht hier.“

„Wer lehrte es dich?“ beharrten sie mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit.

„Mein Bischof. Da war aber Bruder Rudolf nicht bei mir.“

„Hatte er Hühner gestohlen?“ forschte Latuba, der wegen eben dieser „Angewohnheit“ einstweilen vom Empfang der Taufe zurückgestellt war.

Pater Werner drohte dem Sünder lächelnd mit dem Finger.

„Soll ich den Bruder heim zum Bischof schicken?“

„Er soll nicht gehen!“ protestierten alle Katechumenen zusammen. „Wir wollen ihn behalten. Wer soll unsere Kinder hüten, wenn sie krank sind? Wer soll uns Brot backen und waschen und Hütten bauen?“

Ein andermal kam eine alte Frau ganz außer sich zu Pater Werner.

„Warum wollte dein Bruder, der doch sonst so gut ist, nicht meinem Sohn den weißen Gott bringen, als der Tod kam und du nicht bei ihm warst? Er hat gesagt, daß er es nicht dürfe. Warum wolltest du es nicht haben?“ rief sie schon von weitem. Er hatte Mühe, die Erzürnte zu beruhigen und ihr den Sachverhalt klarzumachen.

So ging die Zeit dahin. Immer zahlreicher kamen die braunen Kinder des Urwaldes zur Mission. Die milde Lehre von dem gütigen Gotte, der die Menschen, auch die Armen und Alten und Siechen, liebhat, fiel wie lebentwecfende Strahlen aus einer fremden Sonnenwelt in Herzen und Seelen dieser Sklaven eines dunklen Götterwahns.

Die Rothäute liebten ihre guten weißen Wohltäter, und die beiden Missionare hätten glücklich sein können, wären nicht Mufarut, der Götzdiener und Zauberer und Karullu, der Häuptling, die beiden Gewaltigen des Stammes, gewesen. Sie duldeten keine fremde Gewalt neben der ihren und schafften in kannibalischer Grau-

samkeit alles aus dem Wege, was ihnen eine Gefahr für ihr absolutes Herrschertum bedeutete.

Eine solche Gefahr dünkte sie die Lehre dieser weißen Männer von einem gekreuzigten Gotte, der ein Freund der Elenden und Bedrückten sei und gar den Feinden dieser lehre. Wenn ihre Untertanen diesen Fremden nachliefen meinten sie, würde es um ihren Einfluß bald geschehen sein.

Im ersten Jahre ließen sie den Dingen zähneknirschend ihren Lauf. Offen gegen die Männer aufzutreten wagten sie nicht. Sie waren ihnen unheimlich mit ihren so vielerlei Künsten, deren manche an Heterie grenzten. Die „Bleichen“ mochten mit mächtigen außerirdischen Geistern in Verbindung stehen, gegen die es gefährlich war zu kämpfen.

Als der Anhang der Weißen aber immer zahlreicher wurde, begannen die Thyrannen im Hinterhalt ihre Komplote zu schmieden. Die zum Unterricht gingen, sie wurden um nichts sagender Verfehlungen willen ausgepeitscht und ihre Hütten nächstlicherweile in Brand gesteckt. Es war ein langer, erbitterter Kampf. Auf der einen Seite die apostolische Seelenliebe und der Heilshunger der Missionare, auf der andern die teuflische Verschlagenheit und die grausame Hinterlist der beiden Ungeheuer. Zu manchen Zeiten bedurfte es der ganzen Ausdauer und Hirtenliebe der beiden Ordensleute, um an ihrem Posten auszuharren und ihre Schäflein immer wieder zur Mission zu ziehen.

Das tropische Klima, die beständige Todesgefahr, die ungewohnten Strapazen und Überanstregungen, die mit einer Neugründung stets verbunden sind, begannen nachteilig auf ihre Gesundheit einzutwirken. Besonders Pater Werner fühlte an manchen Tagen eine lähmende Müdigkeit in den Gliedern, besonders abends, wenn er von weiten Wanderungen durch das Missionsgebiet, durch die Wirrnisse und Gestrüppe des pfadlosen Busches heimkam. Dann wollte manchmal namenloses Heimweh nach ihm greifen und eine unstillbare Sehnsucht nach der Heimat, nach den Lieben, nach den Brüdern, nach der verlassenen Sphäre heimischer Kultur.

Nie gab Pater Werner solchen Stimmungen lange Raum. Aus dem Kampf der Natur in ihm gegen das Ideal der Seele ging er stets mit neuer Liebe zu seinem Berufe hervor. Und er hatte ja den Mitbruder, der, er fühlte es immer tiefer, ihm mehr als Gefährte und Helfer, — ein Vorbild war ihm dieser Mann mit den hohen Geisteswerten, der im demütigen Kleide der dienenden Brüder neben ihm lebte.

Er liebte ihn mehr als einen Bruder.

Ein Abend sank über das heiße Land, so wunderschön und mild, wie man ihn nur in den Tropen nach der Siedehitze eines Mittsommertages kennt. Pater Werner war eben von einer Laufe in einer stundenweit entfernten Indianerhütte zurückgekehrt. Er war todmüde. Aber er wollte nicht zu Abend essen, ehe Bruder Rudolf von seinen Krankenbesuchen zurück war. Dieser mochte wohl über Erwarten aufgehalten worden sein.

Pater Werner setzte sich auf eine Bank am mächtigen Stamme eines Urwaldbriesen, den sie zum Schutze der Mission stehen gelassen hatten. Hier und da stiegen weiße Wolken aus den Hütten der Eingeborenen, die, von der Jagd heimkommend, ihre Beute am Spieße brieten. Aus dem Busch drang das heisere Geträusche der Urwaldvögel.

Der Pater griff zu seinem Brevier, das Gefühl der Einsamkeit zu verschleichen. Durch die Bretterfugen des Kirchleins zitterte der rötliche Schein des Ewigen Lichtes, tröstend huschte er über sein Gesicht. Da war Pater Werner nicht mehr einsam.

Bald mußte er das Offizium abbrechen, weil die Dunkelheit kam. Er stand auf und ging zu kurzer Anbetung zum Tabernakel. Eine unbestimmte Angst stieg in ihm auf. Er dachte an die beiden Widersacher der Mission. So lange war Bruder Mehren noch nie ausgeblieben.

Als er nach einer Weile aus der Kapelle trat, war es finstere Nacht geworden. Tag und Nacht waren nach Tropenart förmlich aufeinandergebrallt. Angestrengt lauschte er in die Finsternis hinaus. Eine Warnung Turebas, des eifrigsten der Neuchristen, fiel ihm ein. Gestern war er zu ihm gekommen, rührende Sorge im kupferfarbenen Gesicht, und hatte ihm hastig zugeflüstert: „Weißer Vater, guter Vater, bleib in deiner Hütte. Die beiden Schrecklichen wollen dich zum schwarzen Geiste senden.“

Er hatte beruhigend gelächelt. Solcher Warnungen hörte er viele. Hätte er sie alle beachten wollen, das ganze Missionswerk wäre zum Stillstand gekommen.

Ferne Geräusche wie von eilendem Lauf über Stock und Stein kamen durch die Nacht. Seine Augen bohrten sich ins Dunkel. Sein Ohr lauschte scharf. Da — ein schweres Keuchen, — und nach einigen Augenblicken stand der Mann, an den er eben gedacht, vor ihm — Tureba.

„Vater!“ stieß er heiser heraus und begann wild zu schluchzen.

„Was ist geschehen, Tureba? So sag es doch!“ Eine furchtbare Ahnung trieb dem Pater für Augenblicke das Blut hämmern zum Herzen.

„Der weiße Bruder! — O, der Schreckliche! — Noch in dieser Nacht soll das Messer in seinen verfluchten Bauch!“

Pater Werner griff den Mann am Arm. „Laß das gottlose Reden und sag, was geschehen ist!“

„An den „Drei Stämmen“ liegt er. — Karullu, sein Dolch war noch in seiner Brust . . . Der arme weiße Bruder . . . er ist ganz voll Blut.“

Der Braune warf sich auf die Erde und heulte laut.

Pater Werner packte ein Schwindel. Mit äußerster Willenskraft zwang er sich zur Ruhe.

„Lureba, sei vernünftig. Ist mein Bruder verwundet oder — tot?“

„Ich weiß nicht. Als ich ging, atmete er noch. — Du sollst ihm den weißen Gott bringen.“

Pater Werner hörte das letzte kaum mehr. Er war bereits am Kirchlein, zündete die Laterne an, nahm das Viaticum und das heilige Öl und stürmte mit schwindelnden Sinnen hinaus in die Nacht. Lureba mit der Laterne voran. Durch sumpfige Wege, durch Schlinggewächse, über gestürzte Baumstämme, durch Gebüsch und Dickicht ging der Weg, wohl eine halbe Stunde lang. Durch die Wildnis klang unheimliches Heulen der Nachttiere, die nach Beute suchten. Im raschelnden Laub krochen die Schlangen.

„Wie ist es gekommen?“ fragte Pater Werner nach einer Weile.

„Der weiße Bruder war zu meinem Sohne gekommen und hatte ihm gute Tropfen mitgebracht und das Fieber war schon weniger geworden. Die Nacht kam, und er war noch bei dem alten Hulpa, der die Würmer in seinem Bein hatte. Ich wollte mit ihm gehen, aber er wollte noch zu dem kranken Weibe des Zarpa, die früher eine Heze war. Zarpa kam ihn holen. Ich hatte aber keine Ruhe, weil ich an Karullus Messer dachte und an Mufarut, den Schrecklichen. Ich ging ihm heimlich nach. Er hatte das helle, runde Licht in seiner Hand, und die Nacht konnte ihm nichts tun. Da sah ich Mufarut mit seinem Dolche aus dem Busche stürzen und hörte den Schrei des armen weißen Bruders . . . Als ich hinzukam, war der Schreckliche weg, — und der weiße Bruder lag in seinem Blute . . .“

Dem braven Manne brach die Stimme vor Trauer um den Wohltäter seines Stammes.

„Und weiter!“ drängte der Missionar erschütterter.

„Ich nahm ihn auf meine Arme, aber es tat ihm weh. Er stöhnte sehr, da er viele Wunden hatte. Da wollte er, daß ich ihn

liegen lasse und zu dir gehe, daß du ihm das heilige Brot bringest. Ich wollte ihn nicht allein lassen, aber er wollte es. Er hat nicht mehr viel geatmet.“

Endlich kamen sie an ein kleines Dickicht, zu dem Lureba sich mit blutenden Händen einen Zugang gebahnt hatte, um einen Schutzwinkel für den Verwundeten zu finden.

Pater Werner zuckte zusammen, als er im Scheine der Laterne eine dunkle Gestalt wie leblos auf bloßer Erde liegen sah, ein Reisigbündel unter dem Kopfe.

Ein Stöhnen stieg in ihm hoch. Er kniete sich nieder und nahm Bruder Rudolfs schon ertaltende Hand in die seine. Aus einer tiefen Stirnwunde war das Gesicht mit Blut übergossen. Lebte er noch? Oder war seine Seele schon bei Gott?

„Rudolf! Bruder!“ flüsterte Pater Werner mit schmerzzerstörter Stimme. Behutsam fuhr er mit seinem Taschentuch über sein Gesicht. Dann legte er das Ohr auf sein Herz, lauschend auf den leisesten Herzschlag. Sein eigenes Gesicht war voll Blut, als er es erhob. Der Neuchelmörder hatte ganze Arbeit getan.

Wieder flüsterte er: „Rudolf!“ Wieder zitterndes Warten. Endlich war es, als fehre die entfliehende Seele von den Ufern der Ewigkeit zurück. Ein gequälter Atemzug hob die röchelnde Brust, die Augen öffneten sich langsam und sahen starr um sich.

„Bruder Rudolf, kennst du mich?“ flüsterte Pater Werner in erwachender Hoffnung.

Ein langsames Erkennen ging über das Gesicht des Todwunden.

Leise drückte er die Hand, die die seine hielt.

Da nahm der Missionar den verhüllten Gott und hielt ihn dem Sterbenden im Schein der Laterne hin.

Ein gebrochener Freudenschrei. Der Verwundete versuchte sich aufzurichten, sank aber mit einem Schmerzensseufzer wieder zurück. Mühsam hob er die schon ersterbenden Hände, bittend, ihm seinen Gott zu geben. Als er aber den Mund öffnete, da zögerte Pater Werner schauernd einen Augenblick; denn der Mund war mit Blut gefüllt. Durfte er den eucharistischen Gott auf blutige Lippen legen? Sein Herz rief ein lautes „Ja“. Es war ja Märtyrerblut, das den weißen Leib des Gottessohnes wie einst mit einem blutigen Kleide umhüllen sollte.

Weinend legte er ihn in den verlangend geöffneten Mund des Märtyrers.

(Fortsetzung folgt.)